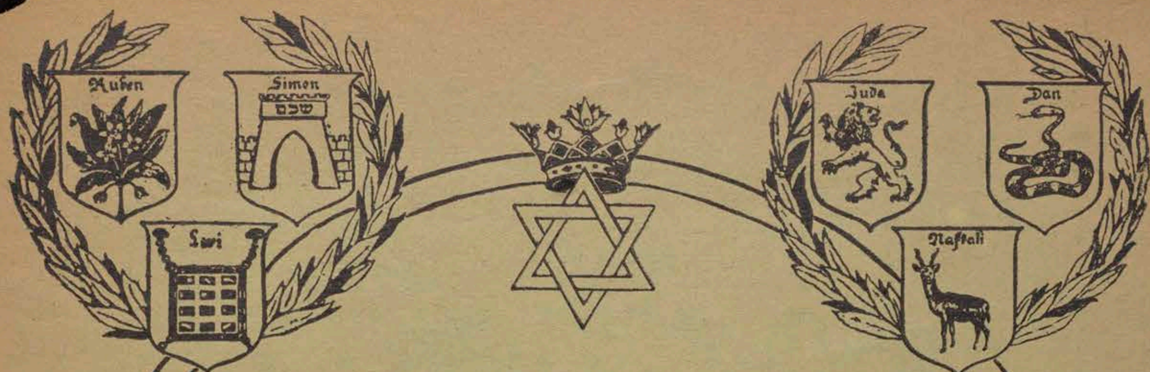
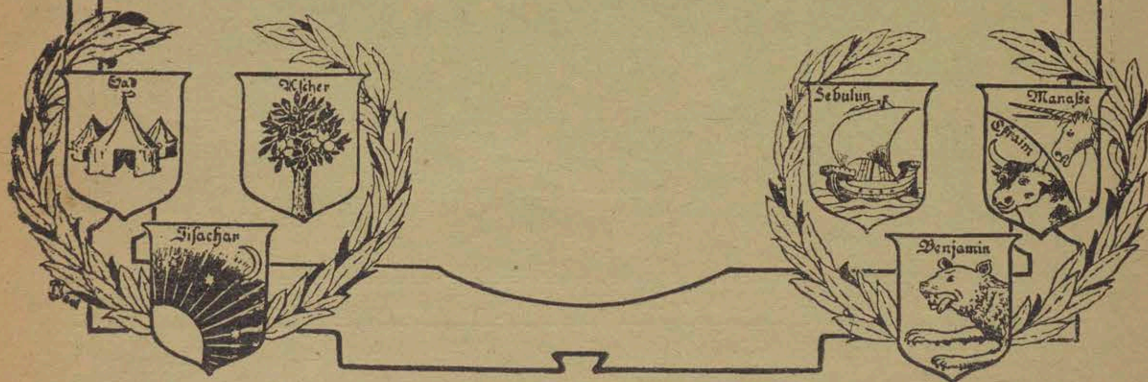


JUNG ISRAEL

Illustrierte Halbmonatsschrift
für die jüdische Jugend

Heft 8 — 1911

2. Jahrgang





Inhalt des achten Heftes:

Redaktion von Jung Israel: Berlin-Charlottenburg, Bleibtreustr. 49

Jung-Israel
Halbmonatschrift für die jüdische Jugend
2. Aprilheft 1911

Pessachgeschichten

Für heut' genug der Lauferei!
Gespielt habt ihr schon allerlei.
Du, Mirchen, setz' dich her zu mir;
Debora mit dem Püppchen hier;
Klein-Juda kommt auf meinen Schoß.
Nun geht es mit dem Lesen los.
Was wollt ihr denn?
„Ich will ein Märchen,
Das von den kleinen goldenen Lerchen."
„Und ich will hören von dem Kätzchen,
Das sich gestrickt ein feines Netzchen."
„Mir erzähl' vom hohen Berge,
Darin hausen lauter Zwerge."
— Ach, was habt ihr von den Märchen?
Gibt es wirklich goldne Lerchen?
Sah man je ein solches Kätzchen,
Das sich strickt ein feines Netzchen?
Wart ihr je auf einem Berge?
Darin hausen lauter Zwerge?
Mögt ihr denn nicht wissen gar
Was in Wirklichkeit einst war?
Hört mal zu:
In Aegypten, lang' ist's her —
Ging's den Juden sehr, sehr schwer.
Moses war's, der große Mann . . .
„Wir wissen schon, was dann, was dann!"
— Nun, wollt ihr's hören oder nein?
„Wir wollen, wollen, Mütterlein!"

Rosa Meisl.

Aus einer Pessach-Hagada



Die Schüler verkünden den Gelehrten in B'ne B'rak, die sich vom Auszug aus Aegypten unterhalten, den Anbruch des Tages

Am zehnten Nissan herrschte in der jüdischen Mädchenschule eine ungewöhnliche Stimmung. In der Pause sammelten sich da und dort kleine Gruppen von Mädchen, die sich geheimnisvolle Dinge zu erzählen hatten. Zwar wissen wir nicht genau, worüber sie sprachen, aber das steht fest, daß es durchaus nichts trauriges sein konnte, denn während des Gespräches glänzten ihre Augen vor Freude, und die kleinen Händchen patschten oft laut aufeinander. Da tönte plötzlich die Glocke zum Zeichen, daß die Pause vorüber war. Rasch zerstreuten sich die Gruppen, um sich kurz darauf in der Klasse wieder zusammen zu finden. Aber auch dort wollten sich die Mädchen lange nicht beruhigen. Und das konnte man ihnen schließlich gar nicht verdenken. Denn es war heute der letzte Tag, die letzte Stunde vor den Pessachferien. Als nun die Lehrerin die Klasse betrat, war sie über die Unruhe und das laute fröhliche Lachen nicht wenig erstaunt. Die Mädchen sagten, sie freuten sich so sehr auf die bevorstehenden Ferien und besonders auf das Pessachfest, daß sie sich kaum beherrschen könnten.

„Ich verstehe wohl, daß ihr euch auf Pessach so freut, aber ich möchte doch gerne wissen, worüber ihr euch am meisten bei diesem Feste freut?"

„Ich freue mich auf die Mazzoth!" rief die kleine Dina, „die Mazzoth schmecken so gut! . . ."

„Und ich," sagte die schwarzlockige Channa, „ich bekomme zu Pessach ein neues weißes Kleid. . . ."

„Und ich," unterbrach sie die niedliche Zeruria mit Stolz, „ich werde am Sederabend ma-nischtaneh mit den vier Fragen sprechen, die ich auswendig gelernt habe."

Und nachdem jedes der Mädchen das genannt, was ihm am meisten am Pessachfest gefiel, sagte die Lehrerin, ob sie denn nicht fänden, daß die Hagada, das Buch, aus welchem der Vater am Sederabend den Auszug der Juden aus Ägypten erzählt, eigentlich das Schönste am Pessach sei.

Die Mädchen schienen nicht zu verstehen, was die Lehrerin meinte, denn sie blickten sich gegenseitig verlegen an.

„Ja," sagte die Lehrerin, „ich frage euch, ob ihr euch nicht auf die Geschichte vom Auszug der Juden aus Ägypten freut?"

„Die Geschichte vom Auszug aus Ägypten?" wiederholten die Kinder erstaunt.

„Wie, ihr kennt die Geschichte vom Auszug der Juden aus Ägypten nicht? Da wißt ihr ja gar nicht, warum wir eigentlich Pessach feiern?"

Eine Weile herrschte vollkommenes Schweigen in der Klasse, denn die kleinen Mädchen schämten sich, von dieser wichtigen Geschichte nichts zu wissen. Dann aber baten sie die Lehrerin, sie möchte ihnen doch alles erzählen, sie wollten schon brav sein und aufmerksam zuhören. Die Lehrerin ließ sich nicht lange bitten, denn sie wollte ja, daß ihre lieben kleinen Schülerinnen diese schöne Geschichte kennen sollten, und so begann sie zu erzählen:

„Vor vielen, vielen tausend Jahren lebten die Juden in Ägypten unter der Herrschaft von Königen, die man Pharaonen nennt. Die ägyptischen Könige waren zuerst sehr gut zu den Juden, aber nach den milderen Herrschern kamen böse und immer bösere auf den Thron. Die bösen Pharaonen mochten die braven und fleißigen Juden nicht leiden und verfolgten und bedrückten sie so sehr, daß diese es nicht mehr erdulden konnten. Tag für Tag ersannen die ägyptischen Herrscher neue Qualen für die armen Juden. Einmal sagte Pharao:

‚Die Juden sind ein sehr kluges und gebildetes Volk, aber sie vermehren sich zu sehr. Wenn das so weiter geht, werden sie am Ende noch ein sehr zahlreiches und mächtiges Volk werden und über uns herrschen wollen. Damit sie sich aber nicht zu sehr vermehren, sollen sie jeden erstgeborenen Knaben ins Wasser werfen und ihn ertränken.'

Denkt euch nur! Die jüdischen Mütter sollten ihre kleinen Knaben, kaum daß sie geboren waren, ins Wasser werfen! Kann es etwas schrecklicheres für eine Mutter geben?

Die armen jüdischen Frauen mußten also, ob sie wollten oder nicht, dem grausamen Befehl des Herrschers gehorchen. Zu jener Zeit gebar auch eine Jüdin namens Jochebed einen kleinen Jungen. Der war so schön und lieblich, daß die arme Mutter ihn fortwährend herzte und koste und sich nicht satt an ihm sehen konnte. Es verstrichen ein Tag, zwei Tage, und Jochebed vermochte es nicht übers Herz zu bringen, den Kleinen nach dem Befehl des Pharao zu ertränken. Sie verschob die Ausführung der Tat von einem Tag zum anderen, und es gelang ihr, das Kindlein acht Tage bei sich zu behalten. Als aber die Gefahr der Entdeckung schon so groß war, daß die arme Mutter sich kaum mehr zu schützen vermochte, bettete sie das Kind mit Hilfe ihrer erwachsenen Tochter Mirjam in ein Körbchen aus Schilfrohr, bestrich das Körbchen von außen mit Pech, damit das Wasser nicht durchdringen konnte, trug es zum Flusse und setzte es auf die Oberfläche des Wassers; und das Körbchen schwamm wie ein kleiner Kahn fort.

Kurze Zeit darauf kam gerade Pharaos Tochter mit ihren Dienerinnen an dieser Stelle vorbei, um im Flusse zu baden. Da bemerkte die Prinzessin das Körblein und sagte zu ihren Dienerinnen:

‚Seht einmal dorthin! Ich sehe dort ein Körblein schwimmen. Ich möchte gerne wissen, was in dem Körblein ist.'

Die Dienerinnen bemühten sich sofort, den Wunsch ihrer Herrscherin zu erfüllen. Ihr könnt euch denken, wie die Frauen erstaunt waren, als sie unvermutet ein kleines Kind in dem Körbchen liegen sahen, das vergnügt in die Welt hineinblickte, ohne zu ahnen, in welcher Gefahr es sich eben befunden hatte. Entzückt über die Schönheit des Kindes betrachtete es die Prinzessin eine Weile und sagte dann:

‚Gewiß ist es ein jüdisches Kind, dessen Mutter nicht den Mut hatte, es zu ertränken. Es wäre wirklich schade um ein so schönes

Kind. Ich will das Knäblein zu mir nehmen und es bei mir erziehen.'

Etwas abseits von dieser Stelle des Flusses stand, hinter den Bäumen versteckt, die schöne Schwester des Kleinen, Mirjam, die sehen wollte, was mit ihrem Brüderchen geschehen würde. Als sie nun vernahm, daß die Prinzessin den Kleinen zu sich nehmen wolle, trat sie aus dem Gebüsch hervor und sprach:

‚Wenn es der Prinzessin genehm ist, so kann ich ihr eine gute Frau als Amme für das Kind verschaffen.'

Die Prinzessin war einverstanden, und die kluge Mirjam lief rasch nach Hause, um die Mutter zu holen und sie der Prinzessin als Amme für das Kind zuzuführen. So wurde der Kleine, der den Namen Moses erhielt, die erste Zeit von seiner eigenen Mutter aufgezogen. Später mußte er im Schlosse bei der Prinzessin wohnen und erhielt die Erziehung eines Prinzen. Moses wußte aber, daß er Jochebeds Sohn und ein Jude sei, und es schmerzte ihn tief, daß sein eigenes Volk, die Juden, soviel leiden mußte.

Als er einmal auf der Straße ging, sah er, wie ein Ägypter einen müden, schwachen Juden prügelte. Da riß Moses die Geduld; er eilte auf den Ägypter zu und erschlug ihn. Darauf kehrte Moses nicht mehr in das Schloß zurück, sondern floh in ein anderes Land, wo er als Hirte im Hause eines frommen Mannes Aufnahme fand. —

Als er eines Tages seine Schafe weidete, vernahm er plötzlich Gottes Stimme, die ihm befahl, nach Ägypten zurückzukehren und Pharao aufzufordern, die Juden aus Ägypten ziehen zu lassen. Wenn aber Pharao, so sagte Gott weiter, dem Befehle nicht gehorchen wolle, so würde das ganze Land Ägypten mit allen seinen Bewohnern, außer den Juden, von schrecklichen Plagen heimgesucht werden.'

Nun sollte Moses sein ruhiges Hirtenleben aufgeben und wieder nach Ägypten zurückkehren, wo seine Brüder soviel leiden mußten. Aber es galt, das ganze jüdische Volk aus der Sklaverei zu befreien! Für diese Sache scheute Moses keine Mühe und es war ihm kein Opfer zu groß. Mutigen Herzens machte er sich auf den Weg nach Ägypten, und als er dort angekommen war, forderte er von Pharao, die Juden ziehen zu lassen. Aber Pharao weigerte sich, dem Befehle nachzukommen, und erst, nachdem Gott das Land mit furchtbaren Plagen heimgesucht hatte, mußte Pharao die Juden ziehen lassen.

Nun trat Moses an die Spitze seines geliebten Volkes, um es nach Palästina, das Gott ihnen als eigenes Land verheißen hatte, zu führen. Die Juden freuten sich so sehr, das Land, welches sie zu Sklaven gemacht hatte, endlich verlassen zu dürfen, daß sie auch nicht einen Tag länger dort bleiben wollten, und bevor noch der Morgen erschienen war, sammelten sich die Scharen und zogen hinaus in die Wüste. —

Das ist die Geschichte des Auszugs der Juden aus Ägypten, welche euch der Vater beim Sederabend aus der Hagada vorlesen wird. Und zum Andenken an die Befreiung unseres Volkes aus der Sklaverei feiern wir jedes Jahr am 14. Nissan das Pessachfest." —

Als die Lehrerin an dieser Stelle der Erzählung angelangt war, läutete gerade die Schulglocke zum Zeichen, daß die Stunde aus war.

„Die Geschichte ist wirklich wunderbar," riefen einige der Mädchen.

„Was für ein großer Mann war doch der Moses", riefen die anderen.

Und alle dankten die Lehrerin für die schöne Geschichte.

Dann schnürten sie ihre Schulranzen zusammen, riefen der Lehrerin „Fröhliche Feiertage" zu und verließen, sich lebhaft unterhaltend, die Schule.

Pharao

An dem roten Meer mit bekümmerter Seel'
Mit der Stirn im Staub lag Israel,
Vor ihnen der See tiefflutender Born
Und hinten des Pharao klirrender Zorn:
„Allmächt'ger, erbarme dich meiner!"

Und Moses schlug mit dem Stab in den Schwall,
Da türmte der Herr die Flut zum Wall,
Und das Volk des Herrn durch die Gasse zog,
Und auf beiden Seiten stand das Gewog',
Und drüben fehlte nicht einer.

Und Pharao kam ans Ufer gebraust.
Auf der Lippe den Grimm, das Schwert in der Faust;
Sein strahlendes Heer — weit kam's gerollt,
Und Roß und Reiter war eitel Gold!
„Nun, König der Könige, rette!"

Und hinab in das Meer mit Wagen und Troß!
Doch vornen sprengte des Todes Roß,
Und als in der Gasse ritt Mann an Mann,
Aufbrüllten die Wogen und schlossen sich dann
Hoch über ihr altes Bette.

Schwer war der Harnisch und tief die See,
Nicht Roß noch Reiter kam wieder zur Höh',
Und Juda kniet', und der Herr war nah,
Und es sanken die Wasser und lagen da,
Und still ward's über der Glätte.

Graf Moritz Strachwitz.



Pessach im Wechsel der Zeiten

Von H. H. Cohn

Über Ägypten lagerten die Schatten der Nacht. Kein Stern am tiefschwarzen Himmel — nur der Mond zerriß auf Augenblicke die fliehenden Wolkenschleier und blickte nieder auf die träumenden weißen Pyramiden und Sphinxe, auf die Paläste und Hütten der schlummernden Städte.

Kein menschlicher Laut störte das tiefe Schweigen, nur der Schrei einer Hyäne, das dumpfe Grollen eines Löwen drang von Zeit zu Zeit drohend von der Wüste her zu den Behausungen der Menschen.

Ägypten schlief. Es schlief und fühlte nicht den Hauch des Schreckens, nicht die Ahnung des furchtbaren Geschickes, das über seinem Haupte lagerte wie die Nachtwolken über den Städten.

Nur Israel wachte.

Israel hatte sein letztes Nachtmahl im Lande der Sklaverei verzehrt, hatte gegessen vom Fleisch des Lammes, vom ungesäuerten Brot und den bitteren Kräutern — in Hast, die Lenden gegürtet, den Stab in der Hand, wie der Ewige es befohlen.

Und nun standen sie reisefertig in jedem Hause, standen wartend und eng aneinandergeschmiegt, in zitternder Erwartung des Schicksals harrend, das der Herr in dieser Nacht über Mizrajim verhängen wollte.

Die Mitternachtsstunde zog heran, und wie gelähmt in Angst und Bangen lauschten die Kinder Israel in die tiefschwarze Nacht hinaus, lauschten, ob sie nicht vernähmen den Schritt des Ewigen, der einhergezogen kam, zu schlagen die Erstgeburt der Ägypter, ob sie nicht hörten, wie er nahte den Häusern, deren Pfosten mit Blut bestrichen waren und wieder vorüberzog, ohne die Hand gegen sie zu erheben.

Aber alles schwieg, und nur der Nachtsturm sang sein heulendes Lied um die Häuser der zur Reise Gerüsteten.

Noch schlief Mizrajim.

Aber da plötzlich drang durch die Finsternis ein Laut — so grauenerregend, daß die Kinder Israel hinsanken auf die Knie und die Hände emporrangen zu Gott. Wie ein einzelner Wehelaut kam es zuerst — das Brüllen eines Tieres, oder die Klage eines Menschen, dann wieder einer und dann noch einer — und der Laut wuchs und wuchs und schwoll zur Welle — zur Woge — aus tausend Kehlen geboren und zusammenfließend zu einem einzigen Klageschrei, der die Nacht zerriß, sich aufschwang zu Himmelshöhen und wieder dahinstarb zum Schweigen der Nacht.

Mizrajims Erstgeburt war tot!

Zitternd erhob sich Israel, faßte den Wanderstab fester und blickte hinaus in das Dunkel, das eben dem Dämmerschein des Tages zu weichen begann; und sie harrten des Rufes ihres Führers, der sie herausgeleiten sollte aus der Knechtschaft in das Land, das der Ewige ihnen verheißen hatte. —

* * *

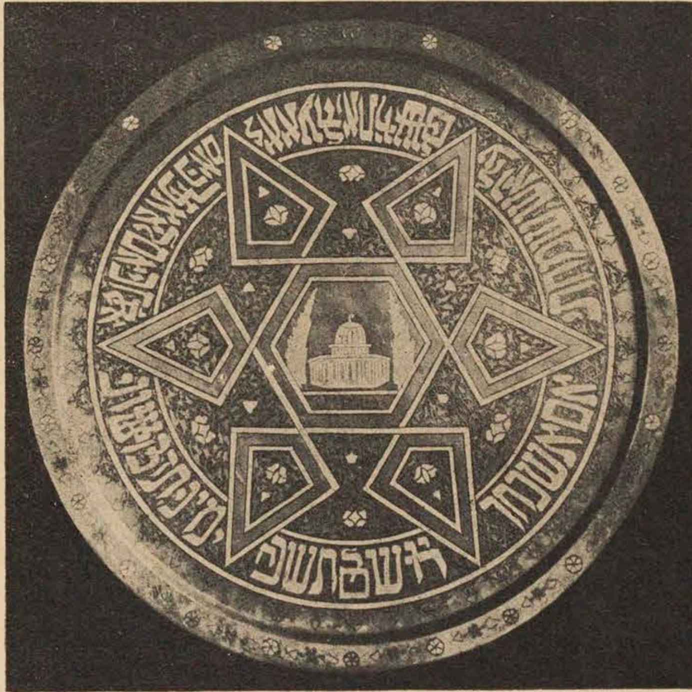
In Alexandria war es, zur Zeit, da der römische Adler über Judäa herrschte, da die Juden in Massen nach Ägypten geflüchtet waren und sich um den dort erbauten neuen Tempel geschart hatten.

Zum ersten Male nach dem Falle Jerusalems nahte der Frühling, nahte der

Abend der Erinnerung an jene Nacht, da der Ewige sein Volk aus der Knechtschaft erlöste.

Sie saßen beieinander zu froher Feier des Sederabends im Hause des reichen Kaufmannes wie in dem des fleißigen Goldschmieds, im Hause des großen Schriftgelehrten und in dem des armen Webers.

Sie aßen vom Lammfleisch und tranken vom roten Wein, und der Vater erzählte dem Sohn von der großen Tat, die Gott an seinem Volke vollbracht. Aber seine Stimme war leise und traurig, und in den Augen der Gäste schimmerten Tränen. Denn sie gedachten des Falles von Jerusalem, gedachten der Zerstörung des heiligen Tempels und aller der Freunde, die ihr Leben dahingegeben hatten oder als Sklaven über die Welt zerstreut worden. Und inmitten der fröhlichen Feier brach dem Vorlesenden die Stimme, und in sein Schluchzen mischte sich das der Gäste — sie weinten voll heißer Qual und Sehnsucht nach dem zerstörten Heiligtum.



Kupferne Sederschüssel
Angefertigt in der jüdischen Kunstschule „Bezalel" in Palästina

Aber wie sie weiterlasen und hörten von Gottes Güte und Stärke und wie er sein Volk immer wieder aufgerichtet und errettet aus der Not und Verfolgung, da kehrte auch ihnen das Vertrauen auf den Ewigen zurück.

Er konnte, er mußte sie ja zurückführen in die Heimat, mußte das zersprengte Volk wieder vereinen und seinen Tempel in neuer Schönheit erstrahlen lassen!

Hoffnungsfreude schwellte ihr Herz, ließ ihre Augen glänzen, und sie reichten sich die Hände und riefen in stolzer Zuversicht:

לשנה הפה
פירקשלים:

* * *

Wieder waren Jahrhunderte, war mehr als ein Jahrtausend dahingerollt. Völker waren über die Erde gezogen, waren gekommen und vergangen, aber noch immer lebte das Volk, das einst vor Jahrtausenden ausgewandert war aus dem Lande der Knechtschaft. Es lebte, wenn es auch über die ganze Welt zerstreut, verfolgt und verachtet war.

Wieder saßen sie um den Tisch und lauschten der Geschichte von der Errettung aus Sklaverei. Aber diesmal stand die Sedertafel in einem hohen, feuchten Kellergewölbe, und die Ritzen der Tür waren sorgfältig verstopft, damit kein Lichtschein, kein Laut der Pessachlieder hinausdringe zu heimlichen Spähern.

Denn das Kellergewölbe lag im Hause eines hohen spanischen Beamten, und es war die Zeit, da dem Juden, der treu zu seinem Gott und seinem Volke hielt, die furchtbaren Strafen der Inquisition trafen. Doch wie groß auch die Gefahr, wie lockend auch die Verleitung zum Abfall — noch lebten heimlich die alten Sitten und Gebräuche; im Dunkel der Nacht, in der Verschwiegenheit versteckter Gewölbe lernte der Sohn sie vom Vater, um sie dereinst den eigenen Kindern weiterzugeben.

Sie saßen beim Pessachmahl in dem dunklen Keller, der Hausherr, der ein Freund des Königs war und die Gäste, die zu den Großen im Lande gehörten und die doch elender waren als der ärmste spanische Bettler, weil sie in Unfreiheit, in ewiger Furcht vor Entdeckung ihres heimlichen Judentums lebten.

Sie aßen vom ungesäuerten Brot und lauschten bang, ob nicht der Fuß eines Spähers nahe, sahen sich schreckensbleich ins Gesicht, ob nicht vielleicht unter ihnen ein Verräter wäre. Sie beteten mit Inbrunst, und wie sie von der wunderbaren Befreiung des Volkes Israel hörten, da war es ihnen, als habe der Ewige sie selbst herausgeleitet aus Furcht und Gefahr, und sie, auf die das Land mit Stolz und Verehrung blickte, sie erfaßte der Wunsch, zurückzukehren zur Heimat, zur Freiheit, zur schlichten Arbeit auf dem Heimatsboden. Und leise, vorsichtig sprachen sie sehnend die alte, alte Verheißung:

לשנה הבה בירושלים

* * *

Und wieder sind Jahrhunderte dahingeschwunden, und es fehlen nur noch einige Jahrzehnte — dann wiederholt sich zum zweitausendsten Male der Tag, da der Tempel dahinsank.

Sitten und Gebräuche sind andere geworden, der Menschen Denken und Fühlen hat sich geändert, und doch steht ein schwarzäugiger Knabe vor der Tür seines Hauses, blickt in den sprossenden Frühling hinein und gedenkt auch jetzt des Pessachfestes, desselben Pessachfestes mit denselben Gebräuchen, die schon vor Jahrtausenden bestanden haben.

Der Knabe ist in Rußland geboren, dort stand das Haus seiner Eltern, dort saß er an der Sedertafel und war stolz, den Vater fragen zu dürfen: Ma nischtaneh?

Er gedenkt des fröhlichen Festes, sieht vor sich das trauliche Zimmer und die festlich brennenden Lampen und hört im Geiste die Stimme des Vaters, der dem Ewigen dankt, daß er ihm — wie auch draußen die Welt tobt und sein Volk mit Haß verfolgt — das traute Heim gegeben und den festlichen Tisch, an dem er — der oft verfolgte Jude — am Sederabend wie ein König thront.

An all das denkt der Knabe, und dann kommt ihm die Erinnerung zurück an den Tod der Eltern, an seine Übersiedlung zu den deutschen Verwandten in der großen Stadt, in deren Hause keine Sabbathlichter brennen, wo keine Sedertafel mit ungesäuerten Broten bereitet steht und wo am heutigen Abend niemand die herrliche Geschichte erzählen wird, wie Gott sein Volk aus Mizrajim herausführte.

Eine heiße Sehnsucht faßt den Knaben, eine Sehnsucht nach dem festlichen Glanz seines Heimathauses, und eine Träne schimmert in seinen Augen, als er sinnend die Worte vor sich hinspricht, die er so oft am Sederabend gehört:

לשנה הבה בירושלים

Zwei Retter

Von Karl Emil Franzos

Wer jemals in Barnow gewesen ist, der hat gewiß auch die alte Frau Hanna, des Vorstehers Mutter, kennen gelernt und sich ehrlich gefreut an ihrer feinfühligen, grundgütigen Art, und wer nicht dort war, dem ist kaum eine Vorstellung davon zu geben, wie lieb und klug die Greisin war. „Babele“ (Großmütterchen) nannten sie alle Leute des Städtchens, nicht bloß ihre eigenen Enkelkinder, und mit gutem Grunde, denn sie stand allen bei mit Rat und Tat, unermüdlich ihr ganzes, gesegnetes Leben hindurch, und auch jene, die weder ihr Geld noch ihren Beirat brauchten, suchten sie gerne auf, um sich eine leere Stunde mit einer hübschen Geschichte ausfüllen zu lassen.

„Wer ist groß,“ begann Frau Hanna, „und wer ist klein? Wer ist mächtig und wer ist schwach? Unsere armen kurzsichtigen Menschenaugen können das selten richtig unterscheiden! Zwei Male ist unsere Gemeinde in Not und Jammer gewesen, in Bedrängnis und Todesgefahr, und zwei Male sind Retter unter uns erstanden und haben die Not abgewehrt und den Jammerschrei in Dankgebet gewandelt. Und wer waren diese Retter? Etwa die Stärksten und Reichsten unter uns?! Höret, was ich erzähle, genau so, wie es geschehen ist.

Wenn ihr über den Marktplatz geht, so seht ihr gerade vor dem Kloster der Dominikaner einen dicken, großen Holzblock aus dem Boden emporragen. Er ist morsch und verwittert, und längst hätte man ihn weggeschafft, wenn er nicht eine Erinnerung wäre an eine furchtbar drangvolle Zeit. Ihr wißt nichts von dieser alten Zeit — freut euch dieses Glückes! Ich will es euch nicht nehmen; was ich erzählen will, ist eine schöne Tat aus jener häßlichen Zeit. An dieser Tat möget ihr euch freuen, denn sie war eine Heldentat, so hell, so stolz, so groß, wie nur jemals eine auf Erden vollbracht worden ist. Ein einfach jüdisch Weib hat sie vollbracht; Lea hieß sie und war die Gattin des reichen, frommen Samuel. — Das war vor mehr als hundert Jahren, und wir lebten unter dem polnischen Adler.

Die Adeligen wurden unsere Herren und quälten uns und schalteten und walteten über unserem Gut und Leben, wie es ihnen beliebt. O, es war unsagbare Bedrückung!

Unser Städtchen gehörte schon damals dem adeligen Geschlechte der Bortynski, denen später der gute Kaiser Joseph den Grafentitel geschenkt hat. In jenem Jahre hatte gerade der junge Joseph Bortynski das Besitztum angetreten, ein stiller, frommer, demütiger Mensch; er war in einem Kloster erzogen worden. Seine Art war nicht, wie die der anderen jungen Herren, er haßte den Wein, die Karten und die Weiber, stand selbst der Wirtschaft vor und betete täglich vier Stunden. Gegen seine Untertanen war er gerecht und liebreich. Wir freilich bekamen wenig davon zu spüren, gegen uns war er hart und grausam. Und selbst, wenn sich sein Herz regen wollte, so wußte dies sein Erzieher zu verhindern, der jetzt sein Schloßkaplan war und großen Einfluß auf ihn hatte. Sein Name ist nicht auf uns gekommen, man pflegte ihn immer nur den „schwarzen Herrn“ zu nennen.

Wir Juden hielten uns damals sehr

ängstlich geduckt, und selbst die Bösen unter uns hüteten sich vor jedem Unrecht.

So kam der Frühling des Jahres 1773 heran. Das Osterfest stand vor der Tür, und es ging das Gerücht, die Kaiserin in Wien wolle den Polen alles Gebiet wegnehmen und ihre Schreiber darüber setzen. Aber vorläufig war nichts davon zu sehen.

In demselben alten Hause, das noch heute am Marktplatz steht, im „Gelben Hause", wohnte damals der Vorsteher Samuel und sein Weib Lea. Sie waren beide sehr geachtet in der Gemeinde, der Mann wegen seines Reichtums, seiner Klugheit und Frömmigkeit, und sein junges schönes Weib wegen ihrer Milde und Wohltätigkeit. Sie waren gerade zur Osterzeit in schwerer Betrübnis: ihr einziges Kind, ein Knäblein von anderthalb Jahren, war wenige Tage vorher plötzlich gestorben, und die Eltern konnten den Schmerz kaum überwinden. So saßen sie auch eines Sonntags, des Abends spät, in stummer Trauer nebeneinander. Am nächsten Abend sollte das Osterfest beginnen, es war den ganzen Tag über im Hause gereinigt und gescheuert worden, und die Frau fühlte sich sehr müde. Da schreckte sie plötzlich ein Pochen am Haustor empor. Samuel ging zum Fenster, öffnete und blickte hinaus. Vor dem Tore stand mit einem Bündel auf dem Rücken ein altes Bauernweib, das kläglich wimmerte und stöhnte und um Einlaß bat. Sie sei zu schwach, um heute noch in ihr Dorf heimzukehren, klagte sie, und bitte daher um ein Nachtlager. „Hier ist kein Wirtshaus," erwiderte ihr Samuel kurz und schlug das Fenster zu. — „Das arme Weib," meinte Lea, „sollen wir sie von unserer Schwelle weisen?" — „Es ist eine böse Zeit," erwiderte Samuel, „ich mag keine Fremde in meinem Hause dulden!" — „Aber sie ist ja krank und schwach," bat Lea, und da das Weib draußen noch immer flehte und stöhnte, willfahrte er ihr und ließ es ein. Da die Dienerinnen bereits schliefen, geleitete Lea selbst den späten Gast in eine Bodenkammer, brachte auch Speise und Trank herbei und entfernte sich mit freundlichem Gruße.

Am nächsten Morgen verabschiedete sich das fremde Weib schon sehr früh unter tausend Dank- und Segensworten. Lea hatte den Tag über sehr viel für den Feiertag zu rüsten, und erst am späten Nachmittag kam sie dazu, in jener Bodenkammer nachzusehen, denn vor Beginn des Festes wollte die Hausfrau in allen Räumen Umschau halten, ob sich nicht irgendwo noch gesäuertes Brot vorfinde. In der Kammer war alles in Ordnung, nur die Luft war von einem sehr widrigen Geruch erfüllt. Er verlor sich nicht, auch als Lea das Fenster öffnete. Sie konnte nicht entdecken, woher der abscheuliche Geruch kam, sie forschte in allen Ecken und sah endlich unter der Bettstatt nach. Da gerann ihr das Blut, ihr Haar sträubte sich vor Entsetzen. Unter der Bettstatt lag der nackte, abgezehrte Leichnam eines Kindes, mit breiten Wunden an Hals und Brust. Mit Blitzesschnelle durchschaute das Weib den Frevel und kämpfte mit allen Seelenkräften gegen die Ohnmacht. Die Fremde hatte den Leichnam ins Haus geschleppt, damit man das alte furchtbare Märchen, die Juden schlachteten Christenkinder zu dem Osterfeste, wieder einmal glaubhaft machen und grausam rächen könne. Mit Blitzesschnelle erkannte sie die furchtbaren Folgen, sie gedachte der Worte, die der Graf zu ihrem Manne gesprochen. Das arme Weib brach fast zusammen unter der Wucht dieser entsetzlichen Gedanken. Ach, sie, sie allein hatte den Jammer, die Verfolgung und den Tod über ihr Haus, über die ganze Gemeinde heraufbeschworen, denn sie war ja die Ursache, daß jenes Weib eingelassen worden. Und während sie so in Todesängsten dasaß, klang von der Straße

wildes Rufen und Schreien und Jammern zu ihr empor. Dazwischen klang das Klirren von Waffen. „Sie kommen schon," flüsterte sie, und in diesem Augenblicke durchzuckte sie ein Gedanke, so seltsam und gräßlich, wie er vielleicht noch nie vorher in eines Weibes Hirne entstanden war, und doch so edel und opfermutig, wie ihn nur ein Weib zu fassen vermag. Sie richtete sich hoch auf und preßte die Lippen aufeinander und überwand ihr Grauen. Dann griff sie nach dem Leichnam des Kindes, hüllte ihn in ein Linnen und nahm ihn auf den Schoß.

Sie horchte . . . furchtbar langsam verrannen die Minuten. Dann hörte sie, wie draußen der junge Graf mit ihrem Gatten und dem zweiten Vorsteher heftig sprach, wie er sagte: „Das Weib hat das Todesröcheln ganz deutlich gehört. Keinen Stein lasse ich auf dem andern, wenn ich den Leichnam finde." Sie hörte, wie die Männer alle Gemächer durchsuchten. Als sie sich der Kammer näherten, erhob sie sich und trat ans offene Fenster. Das Dach fiel steil ab, unten in der Tiefe dehnte sich der Steinhof des Hauses.

Die Türe ward aufgerissen, der Graf trat mit den beiden Vorstehern ein, hinter ihm seine Trabanten. Mit gellendem Lachen stürzte ihnen Lea entgegen, wies ihnen den Leichnam und schleuderte ihn dann durch das Fenster, daß er auf den Steinen des Hofes zerschellte . . . „Ich bin eine Mörderin," rief sie dem Grafen entgegen, „ja, ja! Nehmt mich, bindet mich, tötet mich! Ich hab' heute Nacht mein eigen Kind getötet, ich leugne es nicht!"

Die Männer standen starr. Dann wildes Rufen, Schreien und Fragen. Lea blieb fest bei ihrer Aussage. Der Graf sah sie durchdringend an, sie hielt seinen Blick ruhig aus. „Höre, Weib," sagte er, „ist es wahr, was du sagst, so sollst du den furchtbarsten Martertod erleiden, den je ein Mensch gestorben ist. Haben aber andere das Kind geschlachtet, um sein Blut beim Feste zu trinken, so sollst du und dein Mann straflos ausgehen, nur die andern sollen's büßen. Das schwöre ich dir! Und nun — entscheide dich!" Lea schwankte keinen Augenblick. „Es war mein Kind!" erwiderte sie. Der Graf ließ das Weib allein in den Kerker führen. Er sah wohl ein, wie unwahrscheinlich ihre Angabe war. Aber er glaubte an keine Seelengröße bei unserem Volke. „Wenn es nicht wahr wäre," dachte er, „wie käme das Weib dazu, sich zu opfern?"

Die Untersuchung brachte nicht die Wahrheit an den Tag. Alle jüdischen Zeugen belasteten die Lea. Die Todesangst legte ihnen diese Lügen auf die Zunge. Die einzige christliche Zeugin aber war — die Haushälterin des „schwarzen Herrn". Als Bäuerin vermummt, war sie an jenem Abend vor das Haus gekommen, um die Gemeinde zu verderben. Sie habe in der Nacht das Kind röcheln hören, erzählte sie. Das allein konnte sie vorbringen. ohne sich zu verraten, und das paßte zu Leas Erzählung. Der „schwarze Herr" selbst schien sich um die Untersuchung gar nicht zu kümmern. Er fürchtete wohl die zufällige Entdeckung seines Frevels.

Des Grafen Richter sprachen das Urteil. Lea sollte auf dem Marktplatze gerädert, dann enthauptet werden. Jener Holzblock wurde dazu aufgerichtet.

Aber Lea starb nicht auf der Richtstätte, sie starb, eine hochbetagte Greisin, in ihrem Hause. Die kaiserliche Militärregierung war im Sommer jenes Jahres ins Land gekommen, ein Auditor übernahm alle peinlichen Fälle, ihm entdeckte der verzweifelte Samuel die Wahrheit, er ließ Lea frei. Der Holzblock steht noch heute. Er mahnt an eine lichte, heldenmütige Tat.

(Schluß folgt.)

Die Fliege vom vorigen Jahr

Ein Märchen von Max Nordau

(Schluß)

Der Winter ging endlich auch vorbei, der Frühling kam, die Sonne schien wieder hell und warm, und draußen konnte man an den dürren Zweigen der beiden Bäume im Garten einen grünen Anflug bemerken.

Da geschah eines Vormittags etwas Wunderbares. Marie öffnete das Küchenfenster ganz weit, würzig frische Luft strömte ein, die Summ-Summ zuerst schaudern machte, dann aber verjüngte und neu belebte. Nach einigem Zaudern wagte sie, ihren Winkel zwischen Decke und Wand zu verlassen und bis ans geöffnete Fenster zu fliegen — und siehe da, kaum war sie hinausgelangt, da hörte sie ringsherum das teure, langentbehrte Summen der Ihrigen, eine ganze Schar schöner, junger, glitzernder, prächtig behender Fliegen tummelte sich und tanzte und spielte im Sonnenschein, und Summ-Summ stürzte sich freudetrunken taumelnd mitten in ihren Schwarm und eilte mit weit ausgebreiteten Flügeln auf die eine und die andere zu, die ihr am nächsten waren, und suchte sie zu erfassen und an ihre Brust zu ziehen und zu küssen, und sie rief mit halberstickter Stimme: „Schwestern, teure Schwestern! Ach, daß ich das erlebt habe, euch wiederzusehen!"

Die Fliegen stoben aber auseinander und kreisten in scheuer Entfernung um sie und starrten sie an. Dann rief die eine: „Wer ist denn diese Vogelscheuche?" Und die andere gickste: „Seht mal die dicke Trude!" Und die dritte kicherte: „Madame, Ihre Flügel sind heute nicht gebürstet!" Und alle lachten.

Summ-Summ war betroffen und gekränkt. Es wurde ihr schwer, so lange in der Luft zu bleiben, und sie ließ sich auf die Fensterbank nieder. Traurig sagte sie: „Kennt mich denn keine von euch? Ich bin ja Summ-Summ!" Und sie nannte ihnen die Namen von vielen Schwestern und Basen und Freundinnen, die im Jahre vorher mit ihr jung gewesen waren und sich des Lebens gefreut hatten.

Aber das neue Fliegengeschlecht kannte keinen dieser Namen, und je mehr unbekannte Namen die arme Summ-Summ aufzählte, um so mißtrauischer und feindlicher wurden die jungen Fliegen, und sie summten einander zu: „Nehmen wir uns in acht, sie ist eine Schwindlerin."

„So kommt doch! So glaubt mir doch!" bat Summ-Summ angstvoll. „Seht, im vergangenen Jahre hatte ich so viele Geschwister und Freundinnen! Da waren wir auch ein großer Schwarm wie jetzt! Und ich war die tollste von allen. Aber dann kam der Herbst und alle starben, und dann kam der Winter und ich blieb ganz allein, und ich glaubte, die Welt sei untergegangen. Nun ist es aber doch wieder Frühling geworden, und ich sehe die Meinigen wieder, und sie sind so übermütig wie je, und ich bin so glücklich, euch zu sehen; weshalb seid ihr denn so unfreundlich und haltet euch ferne und wollt mich nicht als eure Schwester erkennen?

Die jungen Fliegen waren näher gekommen und hatten ihr mit wachsendem Staunen zugehört und sie sprechen lassen, bis ihr der Atem ausging und sie zu husten anfing. Dann antwortete ihr eine Fliege mit Gold- und Rubinaugen, die die schnippischste von allen zu sein schien: „Madame, was Sie da reden, ist ja alles

Unsinn. Sie halten uns für dümmer als wir sind. Wir lassen uns von Ihnen nichts vormachen. Was meinen Sie mit dem vergangenen Jahr? Jede Fliege weiß doch, daß die Welt erst mit uns angefangen hat. Vor uns hat es nichts gegeben. Und sterben hat noch niemand eine Fliege gesehen, außer es hat sie eine Schwalbe oder ein Spatz gefressen. Herbst und Winter? Davon hat man noch nie etwas gehört. So weit Fliegen denken, ist es immer so gewesen wie jetzt. Sie sollten sich etwas schämen, uns so dummes Zeug aufbinden zu wollen."

Die andern summten beifällig, und eine rief laut: „Seht ihr denn nicht, daß sie verrückt ist? Laßt doch die törichte Schnackliese und kommt tanzen." Und alle rührten lustig die perlmutterbeschwingten Flügel und surrten davon . . . .

„Schwestern! Liebe Schwestern!" flehte Summ-Summ mit keuchender Stimme, aber keine Fliege hörte auf sie, und im Nu war sie allein auf ihrer Fensterbank, und die anderen gaukelten fern im goldenen Sonnenschein.

Summ-Summ saß eine kleine Weile wie betäubt da und konnte es nicht fassen, daß die jungen Schwestern so lieblos gegen sie waren, die sich doch den ganzen Winter so sehr nach ihnen gesehnt hatte. Endlich entschloß sie sich, in ihre Küche zurückzukehren und zu sehen, ob das Heimchen erwacht war, um ihr ihr Abenteuer zu erzählen und ihr Leid zu klagen.

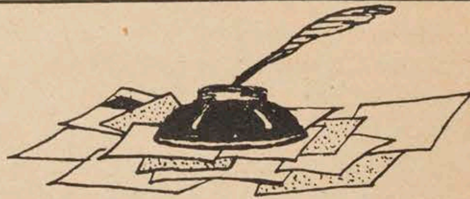
In der Tat, Heimchen war wach, aber es hatte mittlerweile den Besuch eines anderen Heimchens empfangen, und die beiden zirpten eifrig miteinander um die Wette, und als Summ-Summ zum Schrund kam und den Kopf verwundert und etwas befangen hineinsteckte, da rief ihr ihre Freundin unwirsch entgegen: „Was wollen Sie hier? Sehen Sie denn nicht, daß ich Besuch habe? Ich habe jetzt keine Zeit für Sie!"

Da zog sich Summ-Summ, ohne ein Wort zu sagen, an ihren alten vertrauten Platz zwischen Decke und Wand zurück und ließ die Flügel hängen und saß still da. Wieder hatte sich etwas in der Welt geändert, und sie war voll von neuem Leben. Aber was half es der armen Summ-Summ? Sie war alt geworden und paßte nicht in die neue Welt. „Ich hätte auch im Herbst sterben sollen wie alle meine Schwestern!" dachte sie traurig und starrte in den dünnen Rauch, der vom Kochherd aufstieg und sich in den Rauchfang erhob, um durch den Schornstein emporzuwirbeln, hinauf, hinaus, über das Dach, über das Haus, in die sonnige Luft, zum blauen Himmel. Sie blickte in die fließende bläuliche Säule, und eine Sehnsucht erfaßte sie, mit dem Rauch aufzusteigen und mit seinem schmeichelnden warmen Hauch emporgetragen zu werden, dort hinauf, dort hinaus in die sonnige Luft, zum blauen Himmel, und sie kroch immer näher und näher, und plötzlich konnte sie nicht mehr widerstehen und war mit einem Sprung mitten in der Rauchsäule, die sie wirbelnd umgab und in der sie verschwand. Sie wußte nicht, wie ihr geschah, sie wurde betäubt, die Sinne schwanden ihr, sie sank und war im nächsten Augenblick ein kleines Häuflein Asche auf den glühenden Kohlen des Kochherdes. Sie hatte keine Schmerzen gelitten, denn sie war bewußtlos, als sie in das Feuer fiel.

Im Schrund zirpte das Heimchen Heimlichkeiten mit dem Besuch und vor dem offenen Fenster tanzten die Fliegen, überzeugt, daß sie ewig leben würden, wenn keine Schwalbe sie fraß.

Mit gütiger Erlaubnis der Firma Otto Hendel in Halle a./S. dem in deren Verlage erschienenen Werke: „Märchen seiner Maxa von ihrem vierten bis zu ihrem siebenten Jahre, erzählt von Max Nordau" entnommen. Prachtband mit 10 kolorierten und 4 schwarzen Vollbildern, sowie vielen Text-Illustrationen von Hans Neumann, München, M. 4.50.

Plauderecke



Meine lieben Kinder!

Von einem armen, armen jüdischen Kinde muß ich heute erzählen. Es wohnte zwar in einem schönen, großen Hause und trug feine Kleider, aber dennoch war es arm, denn es hatte niemals das Glück einer jüdischen Feier genossen, hatte niemals erfahren, wie herrlich unsere Feste sind, welchen Schimmer von Liebe und Freude sie über das Leben der Juden verbreiten.

Das arme reiche Kind war eine kleine Hausgenossin von mir, die mich oft besuchte. Einmal kam sie, als ich gerade mitten in den Vorbereitungen für das Pessachfest war. „Was machst du denn?" fragte sie erstaunt. „Ich säubere das Haus und räume alles Gesäuerte hinaus, damit am Sederabend kein Bröslein davon mehr im Hause ist." „Am Sederabend?" fragte sie ganz erstaunt. „Nun ja, morgen abend. Freust du dich nicht darauf?" „Aber bei uns ist doch morgen abend gar kein Fest," sagte sie wieder verwundert, „morgen abend gehen die Eltern aus, und ich bin ganz allein mit dem Fräulein zu Hause."

Da sah ich mir das arme kleine Mädel mitleidig an, das am Sederabend allein mit dem Fräulein zu Hause blieb, und dann ging ich zu seiner Mutter und bat mir den Besuch des Töchterchens für den nächsten Abend aus.

Der Sederabend kam. Schon war der Tisch mit einem weißen Tuch bedeckt, schon strahlten die Lampen und ließen das frischgescheuerte und geputzte Zimmer ordentlich leuchten, da klingelte es, und meine kleine Freundin kam.

„Schön, daß du so früh kommst!" rief ich ihr entgegen, „nun kannst du zusehen, wie die Sedertafel gedeckt wird."

„Was heißt eigentlich Seder?" fragte sie, und ich belehrte sie, daß dies „Ordnung" bedeute, weil am Pessachabend alles nach einer bestimmten Ordnung geschieht.

Dann zeigte ich ihr alles, was auf den Tisch kommt: den Weinbecher, der zum ersten Male zur Einweihung des Festes gefüllt wird, während der zweite Becher bei der Erzählung des Auszuges aus Ägypten, der dritte bei der Mahlzeit in der Mitte des Festes und der vierte zum Gesang der Psalmen und Lieder geleert wird.

Mazzoth kannte die Kleine schon, aß sie auch gern, aber heute erfuhr sie zum ersten Male, daß wir sie zur Erinnerung an jenes Brot essen, das zu säuern die Kinder Israel vor ihrem Auszug keine Zeit mehr fanden.

Der gebratene Knochen und das gebratene Ei, das ich nun auf den Tisch legte, verwunderten sie sehr. „Der Knochen erinnert an das Pessachopfer, das einst dargebracht wurde, und das Ei an das Festopfer, das ihm voranging. Und nun sieh' hier die bitteren Kräuter, Petersilie und Sellerie — sie erinnern an das bittere, harte Leben des bedrückten Volkes. Wozu der Brei von Apfel und Wein dient? Er soll uns an den Mörtel und Lehm gemahnen, aus dem in Ägypten die Ziegel bereitet wurden."

Endlich trug ich noch den erhöhten Sitz herbei, auf dem mein Vater wie ein König thronen sollte, und die anderen Stühle. „Lehne dich an bei der Feier," ermahnte ich das kleine Mädchen, „im Morgenlande ist das angelehnte, bequeme Sitzen ein Zeichen der Freiheit, und frei wollen wir heute sein, frei und stolz, und unserer Erlösung aus Sklaverei gedenken."

Dann kam das Letzte, das Liebste, das ich auf den Tisch zu legen hatte: die alte, alte Hagada, aus der schon der Urgroßvater dem Großvater vorgelesen, bis dieser selbst als Hausherr den Seder bereitete. Verwundert blickte die Kleine auf das vergilbte Buch mit den altmodischen Bildchen, strich ehrfürchtig mit den Fingern über den goldverzierten Deckel und fragte mich, wie alt das Büchlein wohl sei.

„Viele Jahrzehnte,“ erwiderte ich, „aber was darin steht, das ist noch viel, viel älter, das ist Jahrtausende alt und wird, wenn unser Volk seine Gebräuche ehrt, hoffentlich auch in Jahrtausenden noch bestehen.“

Meine kleine Freundin verstand mich noch nicht ganz, das rechte Verständnis für meine Worte kam ihr wohl erst, als wir alle uns endlich niedersetzten, als mein jüngster Bruder die Frage stellte: „Warum ist diese Nacht vor allen übrigen Nächten ausgezeichnet?“ und mein Vater die uralte Geschichte unseres Volkes erzählte.

Da saß unser kleiner Gast am Tisch, sah mit großen, leuchtenden Augen in die hellen Lichter, lauschte den wundersamen, nie zuvor gehörten Gesängen und faltete fromm die Hände, als wir beteten.

Als die Feier endlich vorüber war, und ich sie in ihre Wohnung geleitete, da legte sie beim Abschied ihr Köpfchen an meine Schulter und fragte: „Darf ich nächstes Jahr wiederkommen? Bei uns ist es so einsam, wir haben ja keinen Sederabend.“ Und wenn sie sich nicht vor dem Fräulein geschämt hätte, dann hätte sie gewiß zu weinen begonnen. —

Liebe Kinder, kennt Ihr vielleicht auch solch ein armes jüdisches Kind, das kein Pessachfest hat? Dann bittet Eure Eltern, es am Sederabend einzuladen!

Die Plaudertante.

Briefkasten

Carl Levy, Cöln. 3 neue Abonnenten hast Du geworben? da sollst Du auch ein paar schöne Ansichtskarten haben, nur mußt Du uns Deine genaue Adresse angeben.

Rätselfritz von Königsberg. Besten Dank für die Rätsel. Bezüglich der „Klaue“ wage ich Deinem Lehrer nicht zu widersprechen.

Heinrich Cassel, Nürnberg. Max Nordau lebte schon seit einer Reihe von Jahren in Paris. Er ist nicht nur ein „ziemlich“, sondern ein sehr berühmter Schriftsteller.

Ruth u. Franz Peritz, Königsberg i./P. Eure Rätsel sollen geprüft werden.

J. Sißlé, Königsberg. Dein Aufsatz hat wirklich die Zensur „Sehr gut“ verdient.

Helene Engel, Herxheim. Dein liebes Briefchen soll im nächsten Heft abgedruckt werden.

Rätselecke

Auflösung der Rätsel aus Heft 7

Auflösung des Preisrätsels:
A—D Regenbogen
B—C Sturmnacht



Laut Verlosung erhielten den
1. Preis: (1 Bild eines jüdischen Malers) Sara, Frieda, Jakob van Cleef, Cöln.
2. Preis: (Martin Braess, Tierbuch) Geschwister Galewski, Berlin.
3. Preis: (1 Serie Künstler-Karten) Charlotte Brootzen, Stolp.

Die Namen der übrigen Einsender richtiger Lösungen des Preisrätsels werden in Heft 9 veröffentlicht.

Auflösung des Homonyms:
Atlas.

Auflösung des 2. Rätsels:

J m k e r
A l a d i n
K r a l l e
O b s t
B r i l l e

Jakob — Isaak.

Rätsel

I.

a	s	S
o	e	s
o	e	m
n	l	s
g	u	a
n	P	i
L	o	n

Diese Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechten Reihen 1. einen jüdischen König, 2. einen deutschen Dichter, 3. ein Musikinstrument nennen.

II.

1. 2. 3. 4. 5 6. 1. 7. 1. 2. 8. 9. 5. 2. 10. 4. 11. 1. 6. 1. 5. 12. 13. 6. 4. 7. 7. Eine Zeitung
2. 1. 11. 2. 14. 12. Ein Richter in Israel.
3. 5. 9. 4. 13. 5. 4. 11. König von Juda.
4. 11. 3. 4. 11. Der Vater eines Propheten.
5. 16. 15. 3. 4. 1. 11. Ein Gebirge in Palästina.
6. 5. 12. 4. 17. Ein deutscher Dichter.
1. 2. 6. 4. 12. 18. Eine Insel.
7. 4. 17. 11. 17. 2. Ein Gebirge.

Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen des Angehörigen eines Volkes.

(Eingesandt von Hans Teller, Belgard)

III.

Tut Dir was weh, so rufst Du's aus.
Setzt Du ein Zeichen noch voraus,
Ist's eine milde Eigenschaft.
Für Zähn' und Magen vorteilhaft.
Noch einen Buchstaben voran
Zeigt's an der Börse etwas an,
Was schlecht vertreten, nicht gewollt.
Ein Zeichen mehr: Bewund'rung zollt
Der Jüngling ihm, tut er sich kund
So zwischen Nase und dem Mund.
Fügst anfangs und am Ende Du
Noch je ein Zeichen rasch dazu,
So hängt's im Herbst reif an dem Baum.
Du ißt's nicht gern? Das glaub' ich kaum!

Kalender

Nissan-Ijar 5671 — April 1911

14	Fasten der Erstgeborenen	Mittwoch			12
15	**1. Pessachfest** Josua 5,2-6,1 u. 27	Donnerst.		Nacht 7,42 Tag im Omer	13
16	**2. Pessachfest** II. Könige 23,1-9 und 21-25	Freitag	1		14
17	Sabbath Chol hammoëd Jecheskel 37,1-14	**Sonnabd.**	2	Nacht 7,46	15
18	2. Tag Chol ham.	Sonntag	3		16
19	3. " " "	Montag	4		17
20	4. " " "	Dienstag	5		18
21	**7. Pessachfest** II. Samuel 22,-151	Mittwoch	6	Nacht 7,54	19
22	**8. Pessachfest** Totenfeier Jesajah 10,32-12,6	Donnerst.	7	Nacht 7,56	20

Nissan-Ijar 5671 — April 1911

23	Issru Mag	Freitag	8		21
24	Sch'mini II. Samuel 6,1—7,17	**Sonnabd.**	9	Neumondverkündig. Nacht 8,-	22
25		Sonntag	10		23
26		Montag	11		24
27		Dienstag	12		25
28		Mittwoch	13		26
29		Donnerst	14		27
30	1. Tag Rosch Chodesch	Freitag	15	1, Neumondtag	28
Ijar 1	Thasria, M'zora Sabbabt Rosch Chodesch Jesajah 66 1—24	**Sonnabd.**	16	2. Neumondtag Nacht 7,20	29

Merkspruch: Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge

Verantwortlich für die Redaktion: H. H. Cohn, Berlin-Wilmersdorf. — Druck: Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg

Druck von Siegfried Scholem, Berlin-Schöneberg